

Parahumanismus statt Superhelden. Körperpolitik im Behindertensport¹

Karin Harrasser

Abstract

Der Beitrag schlägt eine Lesart aktueller Tendenzen in der Berichterstattung zu Körper und Technik vor, die diese zunächst in einem historischen Rahmen von Techniken der Selbstverbesserung verortet. Im Anschluss und mit Blick auf die Inszenierung von paralympischen AthletInnen als „superhumans“ entwickelt er, auf neuere Ansätze der Wissenschafts- und Technikforschung zurückgreifend, eine Sichtweise, die teleologische Narrative durchkreuzt und für eine Konzeption von technischem Handeln als parahumanem argumentiert.

Wer die Paralympics 2012 auch nur aus den Augenwinkeln verfolgt hat, konnte beobachten: Etwas ist in Bewegung in der öffentlichen Wahrnehmung des Behindertensports, vielleicht sogar von Behinderung insgesamt. Schon im Vorfeld wurden spektakuläre Bilder in Umlauf gebracht, etwa mittels der Kampagne *Meet the Superhumans*. Diese war die größte Medienkampagne, die der britische Channel 4 jemals lanciert hat.

Zum *Public Enemy* Song „Harder Than You Think“ inszeniert der 90 Sekunden lange Spot das Training von acht paralympischen britischen Sportlern. Schlaglichtartig wird das klassische Narrativ des Unglücks und seiner Überwindung durch Selbstdisziplin und Härte an acht Personen durchgespielt. Die Bildsprache, die Videoclip und Actionfilm verschmilzt, verbindet auf visueller Ebene Unfall bzw. Kriegsgeschehen und Wettkampf. Die Art der Inszenierung von Behinderung ist relativ neu, ihre Folgen für den Behindertensport und die Bemühungen um Inklusion sind schwer abzuschätzen. Denn einerseits markiert sie eine neue Qualität der Forderung nach Teilhabe: Wie auch Oscar Pistorius mit seiner Forderung, an den olympischen Spielen für Nichtbehinderte teilzunehmen, ist den ProtagonistInnen des Films ein trotziger Stolz in die Gesichter geschrieben, der zuallererst sagt: Wir auch! Für das Video ist das Motiv der Willensstärke, der Selbstüberwindung und Selbstbemeisterung zentral. Peter Sloterdijk verwendet für derartige Konstellationen – mit Blick auf die 1920er-Jahre – den Begriff des „Krüppelexistenzialismus“ (vgl. das Kapitel 3, „Nur die Krüppel werden überleben. Unthans Lektionen“, S. 69-99 in Sloterdijk 2009). Widrigkeiten werden in einer solchen Konzeption nicht kompensiert oder akzeptiert, sie sind der Anlass für eine Übersteigerung der Selbstbemeisterung. In dieser Linie ist das Schriftinsert zu verstehen, das die Zuseher dazu auffordert „[to] forget whatever

¹ Dieser Beitrag ist zuerst erschienen als: *Parahumanismus statt Supermenschentum*. Überlegungen zur Selbstoptimierung des Menschen. In: *Tumult. Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, Winter 2014-14, S. 32-39. Er basiert auf den Kapiteln 3 und 4 meines Buches: *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*, Bielefeld 2013.

You thought You knew about humans“. Und man könnte hier ohne Weiteres einen weiteren Wahlspruch des Pädagogen Hans Würtz² einfügen, auf den sich Sloterdijk bezieht, und den er in seinen Motivationsbroschüren für die Kriegsversehrten des Ersten Weltkriegs verwendet: „Der Wille ist die beste Prothese.“ (Würtz 1916, S. 21)

Die Inszenierung der paralympischen Sportler als Superheldenliga legt einen Vergleich zu einer anderen „behinderten“ Superheldengruppe nah: Den X-Men.² Sie wurden von Stan Lee und Jack Kirby 1963 als Comic erfunden. Die Filme verhandeln auf durchaus vielschichtige Art und Weise das Thema Alterität zwischen Biopolitik, Normalismus und Superioritätsphantasie: Die ProtagonistInnen (die X-Men sind zur Hälfte *women*) sind Mutanten, die aufgrund des X-Gens bestimmte Eigenschaften ausbilden, die sie zu gesellschaftlichen Außenseitern machen: Sie haben Flügel, Wolfskrallen, Löwenmähnen. Sie können Stürme auslösen, sind telepathisch begabt oder besitzen magnetische Fähigkeiten. Dass wir X-Men als einen Beitrag zur Geschichte der Teilhabe lesen sollten, wird schon dadurch klar, dass die Mutationen bei einem der Protagonisten erstmals bei seiner Einlieferung in ein KZ auftreten. Der Comic und die Filme führen zwei exemplarische Umgangsweisen der Mutanten als *minority group* mit ihrer Alterität vor, die nach den antagonistischen Strategien von Martin Luther King und Malcolm X modelliert sind. Eine Gruppe von Mutanten rund um Magneto betrachtet sich selbst als eine evolutionär überlegene „Art“ und setzt auf Identitätspolitik: Aus der biologischen Alterität wird physische Überlegenheit, aus der Unterdrückungserfahrung moralische Überlegenheit abgeleitet. Eine zweite Gruppe rund um Charles Xavier agiert im Rahmen einer Assimilationsstrategie: Junge MutantInnen werden von ihm in einem Internat dazu angeleitet, ihre Eigenschaften produktiv und zum Wohle der Gesellschaft einzusetzen. Sie werden gleichzeitig zur Verteidigung der Gruppe als Kampfteam mit einem strengen Ethos der kanalisierten Gewaltausübung ausgebildet. Politik und Gesellschaft verhalten sich den Mutanten gegenüber ambivalent zwischen offener physischer Gewalt und politischer Inklusion, zwischen Angst vor dem Andersartigen, Faszination für das Fremde und dem Versuch, die „Kräfte“ der X-Men ökonomisch nutzbar zu machen.

Es wird ein Fächer von Handlungsoptionen präsentiert, die jeweils andere Spielräume aufmachen, in denen das Versprechen auf individuelles Glück ebenso eine Rolle spielt wie die Identität der Mutanten als Gruppe, die Geschichtlichkeit von Gewalterfahrung und wissenschaftliche Expertise als Grundlage von Entscheidungsprozessen. Die Filme werfen eine Reihe von Fragen auf, die derzeit in den *postcolonial*, den *disability* und den *gender studies* diskutiert werden und die mit Blick auf die Paralympics schlagend werden: Welchen Status hat körperliche Alterität mit Blick auf den Kampf um Teilhabe an politischen und sozialen Prozessen? Ist „Identität“ eine adäquate Basis für politisches Handeln? Wie sind Alterität und Differenz im Kontext von normativen oder normalistischen Regulierungen³ zu verstehen? Welche Modelle von

² Für Überlegungen zu Fragen von Alterität und Behinderung in Bezug auf die X-Men siehe Harrasser & Lutter (2012).

³ Zum Unterschied zwischen normativen/disziplinären und normalistischen Regulierungen vgl. Krause 2007.

agency sind jenseits des klassischen, bürgerlichen Subjektverständnisses vorstellbar und realisierbar? Und eben auch: Wie verhält sich Alterität zu den wachsenden Möglichkeiten eines medizin-technischen Eingriffs in den Körper?

Jene Figur, die am nächsten an die Prothesenproblematik heranführt, ist Wolverine, dessen Mutation darin besteht, besonders schnell heilen zu können. Dies machte ihn zu einem attraktiven Forschungsobjekt für die militärische Forschung. Aufgrund seiner Selbstheilungskräfte, die jede Wunde sofort wieder schließen, konnte man ihm mörderisch scharfe Krallen einbauen, die er im Kampf ausfahren kann. Um den Betreibern der militärischen Forschung zu entweichen, zieht sich Wolverine so weit wie möglich aus der Menschenwelt zurück, wird aber immer wieder von seiner Vergangenheit eingeholt. Aufgrund seiner Disposition zum Jähzorn – vermutlich ebenfalls ein Überrest der Zwangsoperationen – hat er zudem seine Kampfklaue nicht immer 100% im Griff und er vermeidet auch deshalb soziale Kontakte. Körperliche Behinderung und Überlegenheit stehen gerade aufgrund ihrer technischen Überarbeitung in einem prekären Verhältnis und erzwingen eine Komplizierung der sozialen Passung. Die Mutation ist es, die Wolverine besonders anschlussfähig für Technologien macht. Diese machen ihn physisch überlegen aber auch zum sozialen Außenseiter.

Technologien, Training und die Mensch-Tier-Grenze

Mit diesen fiktionalen und semi-fiktionalen, spektakulären Bildern haben wir uns einem Problemfeld genähert, das in den letzten Jahren insbesondere mit Blick auf den südafrikanischen Läufer Oscar Pistorius diskutiert wurde: Ist ein Behinderter, der *state-of the-art*-Technologien verwendet, noch „disabled“ oder schon „superabled“? In der Sprache der Sportfunktionäre ausgedrückt: Sind seine Prothesen „neutral“ oder „leistungssteigernd“? Technologien im Sport sind selbstredend niemals neutral, was sich an den permanenten Diskussionen nach dem Schema „gerade noch zulässig oder schon nicht mehr“ ablesen lässt. Ist der Schwimmanzug, der der Haut eines Hais nachempfunden ist, noch neutral oder schon leistungssteigernd? Wie viel Technik darf in Laufschuhen stecken und welche? Welche chemischen Substanzen sind *noch* Teil von gesundheitserhaltenden oder prophylaktischen Maßnahmen, welche sind *schon* Doping? Gänzlich absurd wäre die Annahme der „Neutralität“ von Technik in Sportarten wie dem Skisport oder der Formel 1. Ich möchte die Diskussion um Pistorius' Cheetahs auf ein anderes Terrain holen und fragen, welche impliziten Vorannahmen über Körper, Leistung, Technik im Leistungssport in diesem prominenten Fall exponiert werden. Indem er moralische Dilemmata des Leistungssports mit technischen Fragen zusammenführt, macht der Fall Pistorius zunächst eines klar: Der Sportkörper ist – entgegen dem Mythos der Gleichheit individueller Leistungsfähigkeit – ein zutiefst in soziale und technische Netzwerke verstricktes Artefakt, eine höchst voraussetzungsvolle Konstruktion. Er ist eine Konstruktion im umfassenden Wortsinn: kulturell und materiell, sozial und auf der Ebene der Biologie.

Aufgrund des dramatischen Todes seiner Freundin Reeva Steenkamp im Februar 2013, die in Südafrika als Model ähnlich prominent war wie Pistorius, präsentiert sich seine Geschichte derzeit als die des fallenen Helden. Pistorius' Eltern entschieden sich dazu, ihm bereits als

Baby die fehlgebildeten Beine abzunehmen. Leitidee der Entscheidung und aller folgenden war es, dem Jungen ein möglichst „normales“ Aufwachsen zu ermöglichen: Lernt ein Kind von klein auf mit Prothesen zu laufen, wird es „normaler laufen“ als eines, das aufgrund der Fehlbildung vielleicht gar nicht dazu in der Lage ist, sondern sich in einem Rollstuhl fortbewegen lernt. Die Familie Pistorius ist nach allen Selbstaussagen zu urteilen äußerst sport- und leistungsorientiert. Stark zu sein und sich souverän bewegen zu können war ein Wert, der in der Familie wichtig war, ebenso wie Wettbewerb als soziales Organisationsprinzip (vgl. Pistorius 2009). Für Pistorius sind individuelle Leistungsbereitschaft und Selbstüberwindung integraler Bestandteil seines Wertesystems. Er hat sich deshalb einige Zeilen des 1. Korintherbriefs tätowieren lassen, die da lauten: „Therefore I do not run like someone running aimlessly; I do not fight like a boxer beating the air. No, I strike a blow to my body and make it my slave so that after I have preached to others, I myself will not be disqualified for the prize.“ (Pistorius 2009, o. S.) Stolz auf Selbstdisziplin wird in die christliche Heilslehre und in einen Horizont der gerechten Entlohnung für Leistung im weltlichen Sinn eingerückt. Wie verträgt sich der Streit um den leistungssteigernden Charakter der Prothesen mit diesem Ethos von Fairness und Selbstüberwindung? Denn in der Diskussion schwingt selbstredend der Vorwurf mit, Pistorius verhalte sich unfair, er ziehe Vorteile aus seiner Behinderung. Will man dieses Ethos nicht einfach als strategische Zutat des Selbstmarketings abtun, und das werde ich nicht, da ich es als grundlegend für Selbsttechniken im Leistungssport erachte, dann gilt es danach zu fragen, wo die Grenze zwischen „erlaubten Selbsttechniken“, solchen die den athletischen Körper formen und den (nur teilweise erlaubten) „externen Techniken“ verläuft. Wohin verschiebt sich derzeit, aufgrund der Vielfalt an technischen Möglichkeiten, die Grenze zwischen den beiden?

In den sportwissenschaftlichen Gutachten zum Fall Pistorius drehte sich alles um die Frage nach seinem Vorteil durch die Prothesen. Da sie nicht die menschliche Physiologie zur Grundlage haben, sondern die Morphologie von Gepardenbeinen, stand die Frage im Zentrum, ob die mittels der Cheetahs bewerkstelligte Fortbewegungsart a) der menschlichen vergleichbar ist und b) ob sie dieser überlegen oder gleichwertig ist. Das erste, von der *International Association of Athletics Federation* (IAAF) beauftragte Gutachten von Gert-Peter Brüggemann kam zur Überzeugung, dass vom Standpunkt des energetischen Aufwands betrachtet, die Prothesen, die den Sportler wie Federn weiterschnellen lassen, Vorteile brächten (Brüggemann et. al. 2008). Ein Gegengutachten argumentierte hingegen, dass die Cheetahs ein zwar „anderes“, aber kein „besseres“ Laufverhalten ermöglichten. Kern des Arguments ist das Beschleunigungsverhalten der federnden Prothesen: Sie sind zu Beginn des Rennens relativ langsam, entfalten aber nach einer gewissen Strecke ihre phantastischen Beschleunigungseigenschaften. Das Gutachten von Brüggemann habe nur die letzte, schnelle Laufphase beurteilt und nicht das Beschleunigungsverhalten während des ganzen Rennens, argumentierte das zweite. Das Berufungsgericht (Court for Arbitration in Sport, CAS) in Lausanne erlaubte 2008 aufgrund der Neubeurteilung in letzter Minute Pistorius' Teilnahme an den Olympischen Spielen in Beijing,⁴ formulierte aber in das Urteil hinein, dass die leistungssteigernden Eigenschaften der Prothese in diesem

⁴ Aufgrund der späten Erlaubnis konnte Pistorius sich nicht mehr zur Teilnahme qualifizieren.

Fall nicht bewiesen werden konnten, sich die Frage aber in Zukunft wohl in aller Schärfe stellen würde. Das heißt: Im speziellen Fall Oscar Pistorius konnte kein eindeutiger Verstoß gegen das Reglement festgestellt werden, die Grundfrage ist aber alles andere als entschieden. Ähnliche Urteile gab es immer wieder. So im Fall Usain Bolt, der 2009 den Weltrekord im Sprint mit eigens für ihn konstruierten Schuhen setzte. Auch hier konnte kein Regelverstoß nachgewiesen werden, aber die Tatsache, dass nur Spitzensportler Zugang zu High-Tech-Produkten haben, löste breite Diskussionen über Fairness aus. Auch die Prothese des Weitspringers Markus Rehm wird mit Blick auf ihren möglichen leistungssteigernden Effekt untersucht. Um die Diskussion weiter zu komplizieren: Anlässlich der Paralympics 2012 wurde Pistorius auf 200m von dem Brasilianer Alan Oliveira auf den zweiten Platz verwiesen, der auf höheren Prothesen als er – und die meisten anderen Sportler – läuft. Pistorius kommentierte den Sieg folgendermaßen: „Es war nicht unfair, er hat sich an die Regeln gehalten, aber Fakt ist: So schnell war er bisher noch nie. Auch nicht annähernd.“⁵ Die Prothesen Oliveiras sind – analog zu Pistorius’ Prothesen – also nicht unfair, aber auch nicht fair. Was sind sie dann?

Sportwissenschaftliche Studien beschäftigen sich inzwischen mit der Vielschichtigkeit des Problems, indem sie rechtliche (Reglements), ethische (Fairness, Zugänglichkeit zu Technologien) und physiologische Fragen aufeinander beziehen. Sie navigieren damit eng an Fragen heran, mit denen sich sonst die Kultur- und Medienwissenschaft beschäftigen: mit dem Zusammenspiel von Biologie, Technologie und kultureller Codierung von Körperlichkeit. So wird in einem Beitrag von Burkett, McNamee und Poothast (2011) die Frage gestellt, was denn eigentlich menschliches Laufen ausmache und wie „Behinderung“ in Bezug auf Leistungssport zu verstehen sei. Und wenn über die Laufeigenschaften der Cheetahs debattiert wird, steht die Mensch-Maschine-Grenze ebenso zur Debatte wie die Tier-Mensch-Grenze. Mit den tierischen Laufeigenschaften ist der überaus problematische Echoraum einer Debatte um den Menschen als „Mängelwesen“ offen. Im Fall Pistorius hallt eine ganze Diskurstradition nach, die den Menschen als nicht-spezialisierten Sonderfall unter den Tieren begreift, als ein tragisches Wesen, das im Grunde nicht überlebensfähig ist und sich seine Überlebenstechniken aus der Tier- und Götterwelt zusammenstellen muss. So erzählt es die griechische Sage von Prometheus, die zu Beginn des industrietechnischen Zeitalters als Mythos von Fortschritt und Hybris in Mary Shelleys *Frankenstein oder: Der moderne Prometheus* (1818) aktualisiert wurde. In dieser Diskurstradition ist ein behinderter Sportler ein Punkt in einem Kontinuum des prinzipiell mangelhaften Menschen, dieses Wesens, das mittels seiner Technologien sein Überleben sichert. Als „Beherrscher“ dieser Technologien wäre er, Pistorius, exemplarisch für jenen Menschen, der sich in dauerndem Kampf mit der spezialisierten, gewalttätigen tierischen Natur befindet und sich mittels Technikbeherrschung wieder der animalischen Überlegenheit annähert. Das nietzscheanische Motiv des „Übermenschen“, der seine „weichen“ Zuchtformen überwindet, klopft an. Auf der anderen Seite – und das ist der vielleicht noch beunruhigendere

⁵ Pistorius verliert gegen Wunder-Stelzen, FAZ vom 3. September 2012. Abgerufen unter: <http://www.faz.net/themenarchiv/sport/paralympics-2012/paralympics-pistorius-verliert-gegen-wunder-stelzen-11877393.html> [Stand vom 3. April 2013].

Teil dieses Diskurses – machen Beiträge aus den *disability studies* (vgl. z.B. Swartz & Watermeyer 2008) darauf aufmerksam, dass eine solche Auffassung des behinderten Menschen immer auch gefährdet ist, Betroffene symbolisch in einen Bereich abrutschen zu lassen, in dem kategoriale Abwertungen als „nicht-mehr-menschlich“ oder „noch-nicht-menschlich“ lauern. „Kategorisierung“ kann hier ganz im ursprünglichen, griechischen Sinn verstanden werden, als „Anklage“, also als eine Operation, die soziale Konsequenzen nach sich zieht. Wir begeben uns also mit dem „Animalischen“ der Cheetahs auf das gefährliche Terrain des Monströsen, das auf der einen Seite von nicht-denkenden Tieren und auf der anderen Seite von Übermenschen, Robotern und Cyborgs umstellt ist. Mit Pistorius' Laufprothesen, die im Grunde nichts mit biomechatronischen High-Tech-Höhenflügen zu tun haben, sondern gut ausgedachte, mechanische Stelzen sind, die eine Katze zitieren, bewegen wir uns auf dem riskanten Territorium der Unter- oder Überschätzung dessen, was gemeinhin als „menschlich“ gilt. Auf diesem Terrain ist es angebracht, sich äußerst bedachtsam fortzubewegen und sämtliche Vorannahmen darüber, was Tiere, Menschen und Maschinen sind, einzuklammern.

Es liegt nahe, den Fall Pistorius in einem „posthumanistischen“ Diskurs zu positionieren, für den bereits klar sei, dass das Terrain „exklusiven Menschseins“ schrumpft. Zum einen geht es in posthumanistischen Entwürfen um die – emanzipatorische – Aufwertung von Existenzweisen und Lebensformen, die nicht dem normativen Ideal des autonomen, sich selbst völlig transparenten, selbstbewusst denkenden Subjekts entspricht. Es ist eine Parteinahme für all jene, denen aufgrund ihrer an dieser Norm gemessenen „Mangelhaftigkeit“ (Frauen, Kinder, koloniale Subjekte, Tiere, Behinderte) lange Zeit politische und gesellschaftliche Teilnahme verwehrt wurde. Die Parteinahme für nicht-menschliche Existenzweisen hält viele Versprechen bereit, ist aber auch potentiell eine Zone der Entrechtlichung: In einer Welt, in der ein hoher Standard im Rechtsschutz an den Status des Menschseins geknüpft ist, ist es brandgefährlich, diesen Status nicht für sich in Anspruch zu nehmen. Die Strategie, die Oscar Pistorius, aber auch andere ProtagonistInnen der Humans 2.0-Bewegung, wie etwa Aimee Mullins und Hugh Herr, verfolgen, ist: Flucht nach vorne, hin zu den Superhumans. Das bedeutet eine Überaffirmation der einen *menschlichen* Fähigkeit, das Gegebene zu überwinden, Hindernisse zu überspringen. Der Preis dafür ist jedoch – persönlich und gesellschaftlich – hoch. Für das Individuum ist der Preis die absolute Selbstbemeisterung, das Ausmerzen aller Schwächen, die Affirmation von Konkurrenz als Triebkraft des Sozialen. Gesellschaftlich und kulturell ist der Preis nicht minder hoch: Wer Supermenschen als Norm setzt, affirmiert nicht nur implizit die Mängelwesenthese, sondern auch die Ideologie der permanenten Selbstoptimierung, die Ausdehnung der Wertschöpfungskette auf die ganze Persönlichkeit.

Woran jedoch so oder so kein Zweifel mehr zu bestehen scheint, ist, dass die Zukunft des Sports in den Händen von Ingenieuren liegt, wie ein Artikel von 2007 verdeutlicht:

„The International Association of Athletics Federations is supposed to decide if Pistorius is eligible for the Olympics this spring. The possibilities: If Pistorius is a black swan, a statistical freak who would have been a world-class sprinter on natural legs, too, then no problem – let him run. And, if being an amputee is what gave Pistorius something to prove and turned him into a world-class sprinter,

then no problem – let him run. But if he is the vanguard of a legion of plastic track-and-field terminators whose upper speed is a function of materials science and software instead of determination and training? The International Olympics Commission better start hiring some engineers.” (McHugh 2007)

„Statistical freak“ oder Vorbote einer Zukunft à la Terminator? Das wären wirklich zwei traurige Alternativen, die von den Selbstaussagen von Pistorius erfreulich konterkariert werden. In seiner autobiographischen Erzählung gibt es nicht wenige Momente des Mithandelns seines sozialen Umfelds und des unspektakulären Handelns von technischen Artefakten. So schreibt Pistorius von den vielen Stunden, in denen in seiner Kindheit neue Prothesen angepasst wurden. Das Anpassen von Prothesen ist eine äußerst langwierige Angelegenheit, in der Orthopäde und Patient – und im Falle Pistorius: sein soziales Umfeld – zusammenarbeiten. Es wird gemessen, angepasst, ausprobiert, wieder gemessen, angepasst, ausprobiert. Die Anpassung ist deshalb so wichtig, weil bei schlechter Passung Verletzungen am Stumpf entstehen können, die sehr schmerzhaft sind und im schlimmsten Fall das Tragen der Prothese für Monate verhindern. Pistorius beschreibt seinen Bruder als denjenigen, der die Schnittstelle Stumpf/Prothese dauernd überwachte und kontrollierte, um ihm Schmerzen zu ersparen. Der prägnanteste Moment in Bezug auf das Mithandeln von Technik ist vielleicht, dass Pistorius, der immer schon ein sehr ambitionierter Sportler war, eigentlich nichts für den Laufsport übrig hatte. Er führt dies direkt auf die materielle Beschaffenheit der zur Verfügung stehenden Prothesen zurück. Mit den schweren Prothesen seiner Kindheit und Jugend konnte er ringen, Rad fahren, Gewichte heben, Rugby und Wasserpolo spielen, nicht aber im Hochleistungsbereich laufen. Erst mit den Cheetahs entdeckte er, dass seine Gesamtkonstitution gut für kurzzeitige Anstrengungen, wie den Sprint, geeignet war und er musste alle Ausdauersportarten aufgeben, um die für den Sprint notwendige Muskulatur aufzubauen. Kurz: Viele Schilderungen machen deutlich, wie sehr die individuelle Performance von Pistorius die Leistung eines Kollektivs aus menschlichen und nicht-menschlichen Wesen (um Bruno Latours Formulierung zu verwenden) ist. Aus so einer Perspektive ist die Fetischisierung der individuellen Leistung im Sport, auf der das Reglement aufbaut, ein Relikt aus dem voluntaristischen 19. Jahrhundert, ein Relikt, das aber nach wie vor Ethiken und Selbsttechniken von SportlerInnen ebenso prägt wie Zuschauererwartungen.

Normalisierung und Groteskisierung

Zurück zu den zwei traurigen Alternativen: „Statistical Freak oder Terminator“. Beide Versionen sind aktuell dominante aber völlig unzureichende Interpretationen des paralympischen Sports. Entweder wird dieser als Königsweg zur Normalisierung von Behinderung begriffen (darauf deutet das Wort „statistisch“ hin) oder als Experimentierfeld einer Ästhetisierung des grotesken Körpers, die mit einer Faszination am Technisch-Sublimen einhergeht.

„Normalisierung“ im Sinne Michel Foucaults (2003) oder Jürgen Links (2006, siehe dazu auch Dederich 2007) ist zweischneidig: Zum einen ist sie eine inklusive Gegenstrategie zum Modell des Asyls. Das „Asyl“ steht für Strategien des Aussonderns, des Wegsperrns, des An-den-

Rand-Drängens von denjenigen, die als volkswirtschaftlich „unproduktiv“ oder „belastend“ gelten. Normalisierung heißt hingegen – grob verkürzt –, dass es kein absolutes gesellschaftliches Innen oder Außen gibt. Hingegen existieren innerhalb der gesellschaftlichen Totalität Zonen des Normalen und Anormalen. Dazwischen finden sich breite Übergangszonen, in denen die Grade von Produktivität, Gesundheit und damit die Möglichkeiten der Teilhabe kontinuierlich neu bestimmt werden. Jedes Engagement für die Rechte von Anderskörperlichen muss der Tendenz zur Normalisierung deshalb ambivalent gegenüberstehen.

Agency im flexiblen Normalismus bedeutet für das Individuum, aus einer beschränkten Vielzahl von Optionen ein spezifisches Set auszuwählen, die Komponenten aufeinander abzustimmen und in Rückkopplung mit anderen Akteuren zu überprüfen, ob die Zusammenstellung „passt“ und das Individuum als solches erkennbar und „anerkenntbar“⁶ wird. Liberale und neo-liberale Politik besteht folgerichtig in der Ermöglichung einer möglichst großen Bandbreite von Optionen innerhalb des Spektrums akzeptierten Verhaltens. Anormal oder anders ist nicht mehr so sehr der/die Außenstehende, sondern wer seine/ihre Möglichkeiten nicht erkennen und wahrnehmen kann oder sich nicht in der Lage sieht, aus dem Fächer der Möglichkeiten seine/ihre Variante auszuwählen. Alterität im Sinne von Unterschiedlichkeit erscheint nur mehr dann als Problem, wenn sie in Form einer Störung auftritt: Behinderte Personen sind inkludiert, so lange sie Paralympioniken, Filmemacher oder Opernsänger sind, Transgender-Personen ebenfalls, so lange sie ihren Platz in der kreativindustriellen Subkultur einnehmen und nicht dem Gesundheitssystem zur Last fallen. Normalität im Namen der Unterschiede ist dabei ein paradoxer Bezugsrahmen. Sie zu reklamieren kann bedeuten, gesellschaftliche Teilhabe einzufordern, die Forderung nach Normalität kann aber auch weiterhin – und subtil verstärkt – ein Werkzeug des Ausschlusses sein: Wer in keinerlei Leistungsschema (das sich auf physische, kognitive oder kreative Vermögen beziehen kann) inkludiert sein kann (oder möchte), wer partout keine Leistung bringen kann (oder möchte), der kann möglicherweise nicht mehr darauf hoffen, versorgt zu werden. Er wird schon selber laufen müssen, soweit er eben kann.

Die Paralympics mit ihrer Verpflichtung auf Leistung sind aus einer solchen Perspektive vielleicht nur begrenzt dazu geeignet, ein politisches Statement im Sinne einer Radikalisierung der Inklusionsforderung über den Kreis der Leistungsträger hinaus zu sein. Zu stark sind sie in Konkurrenz-, Vermarktungs- und Produktivitätslogiken verstrickt. So formuliert Niko von Glasow, der kurzarmige Regisseur des Films *Mein Weg nach Olympia* (2013), in dem er Olympioniken beim Training für London porträtiert, zu Beginn seine Bedenken einem seiner Protagonisten gegenüber: „Ich finde Sport doof“, sagt er, und dass es die Paralympics seiner Meinung nach nur deshalb gäbe, damit Menschen mit Behinderung wieder einmal beweisen könnten, dass sie normal sind. Deshalb ist wohl der Film, der sich um paralympische Sportler, deren Träume und Obsessionen dreht, kein Film über „Superhumans“ geworden, sondern ein Film über das *side-by-side*-Prinzip: über Freundschaften, über das Nebeneinanderherlaufen, über Annäherungen, über Unverständnis, über die Möglichkeit, sich verunsichern zu lassen, über halbes Verstehen, halbes Erreichen-können. Es ist ein Film, der eine mögliche „Parapoli-

⁶ Zu Fragen der Anerkennbarkeit und Lesbarkeit von Subjekten vgl. Butler 2005a und 2005b.

tik“ der Behinderung vorstellbar macht. Eine solche Parapolitik hätte nicht Inklusion zu jedem Preis zum Ziel und auch nicht die Propagierung von Anderskörperlichen als „Superhumans“, sondern ein aufmerksames und respektvolles Nebeneinander. Und damit wäre doch schon viel erreicht.

Eine zweite Lesart der steigenden Popularität der Paralympics ist eine der Lust an einer „Groteskisierung“ von Körperlichkeit. Im Fokus steht hier nicht der individualisierte Körper, der sich in den Normalverteilungszonen von Attraktivität und Popularität beheimaten muss und darin nicht selten erschöpft, sondern ein Körper, der eine dionysische Überschreitung von Normalität zelebriert und ausstellt. Hans Ulrich Gumbrechts Kommentar zu den Paralympics vom 12. September 2012 in der FAZ assoziiert das klassische Ideal des apollinischen Schönen und der Anmut mit einem faden Egalitarismus und behauptet, dass aufgrund eines aktuellen, fundamentalen Misstrauens in Gleichheitsideale der drastische, groteske Körper des Behindertensports eine – in der Ästhetik der künstlerischen Avantgarden des 20. Jahrhunderts vorbereitete – erotische Anziehungskraft und Faszination entwickle:

„Wann immer sich solche Perspektiven ergeben, hat der von ihnen erschlossene neue Blick – etwa auf die strukturelle Zerstückelung eines Athleten-Körpers, der sich erst durch Prothesen vervollständigt – etwas potentiell Erschreckendes, eben weil dieser neue Blick nicht mehr auf der Freundlichkeits-Wellenlänge des aufklärerisch Humanitären liegt. Andererseits kann mich niemand überzeugen, dass die Stimmung im ausverkauften Stadion bei der Abschlussfeier der Londoner Paralympischen Spiele bloß eine weitere Apotheose der Ethik von Toleranz und Egalitarismus war.“ (Gumbrecht 2013)

Dass die Körper der Paralympics faszinieren, eine geradezu erhabene Ästhetik entfalten, die mit dem Ungefögen und Unbegreiflichen mehr zu tun hat als mit einem apollinisch-athletischen Körper, ist einleuchtend. Und dass die Abschlussfeier der Paralympics mit ihrer apokalyptischen Cyberpunk-Ästhetik, die den „Meatmarket“ in Steven Spielbergs *A.I.* (2001) evoziert, auf dem Androiden einer geifernden Menge Gladiatorenkämpfe liefern muss, ist in der Tat verstörend. Und ja, es bietet sich an, diese Faszination als Aufbegehren gegen eine Ethik der normalisierenden Inklusion zu lesen, vielleicht sogar gegen eine Ethisierung des markierten Körpers als Grundlage des Politischen. Die Faszination an den paralympischen Körpern wäre dann parallel zur Serienfigur Doctor Gregory House zu verstehen, dessen Vorliebe für käuflichen Sex und seine Ablehnung jeglicher eheähnlicher Beziehung zu Frauen gemeinhin als Aufbegehren gegen die PC-Körperlichkeit, die das US-Fernsehen dominiert, interpretiert wird. Die Paralympics wären in der Tradition libertärer Befreiungs- und Ausschweifungsutopien zu sehen, die sich gegen die biopolitischen Agenturen richten, welche unser Begehren in Richtung Produktion und Reproduktion umleiten. Die Paralympics wären in der Tradition perverser, karnevalesker Rituale zu verorten, die eine temporäre Überschreitung des Akzeptablen und Erwünschten ermöglichen.

Wie die Inklusionserzählung hat aber auch die Überschreitungserzählung ihre Grenze in den widersprüchlichen Effekten des flexiblen Normalismus. Dieser erweitert Handlungsspielräume (im Vergleich zu rigiden Disziplinierungsmodellen) und umstellt diese mit Nutzenkalkülen,

macht ein Außerhalb von instrumentellen Beziehungen (zu anderen, zu sich selbst) immer schwerer vorstellbar. Die Feier der Überschreitung läuft aber ins Leere, wenn man bedenkt, dass auch die Überschreitung in eine Logik der Kapitalisierung von Differenz eingebunden ist: Auch die Überschreitung generiert Kapital, zumal symbolisches. Meine Vermutung ist, dass die Faszinationskraft der paralympischen Athleten viel eher darin liegt, dass sie den ultimativen Beweis dafür antreten müssen, dass der große Mythos des kognitiven oder affektiven Kapitalismus wahr ist; und zwar zumeist entgegen der eigenen Erfahrung. Der Mythos lautet: Jeder kann es schaffen, der nur hart genug (an sich) arbeitet. Filme wie *Gold – Du kannst mehr als du glaubst*, der 2013 bei der Berlinale Premiere feierte und ebenfalls Porträts dreier paralympischer Athleten zeigt, wiederholen in jedem Bild diese Botschaft. Auch kleinere Filmproduktionen wie *The Gimp Monkeys* (USA 2012), der drei behinderte Kletterer bei der Besteigung des El Capitan im Yosemite-Valley zeigt, kennen nur das Thema des Aufstiegs durch Selbstdisziplin. Diese lässt sich am behinderten Körper besonders gut vorführen. Ich möchte deshalb die These Gumbrechts modifizieren: Die Faszination am verformten, dyonisischen Körper ist nicht Protest gegen den langweiligen, apollinischen Egalitarismus, sondern Ausdruck einer letzten Hoffnung, dass es eine egalitäre Grundlage von Wettbewerb gibt: Wenn „die“ es trotz Behinderung schaffen, dann muss ich es auch schaffen können.

Es ist aber auch eine dritte Lesart der Popularität der Paralympics denkbar, den Thomas Macho „inklusiven Humanismus“ (vgl. die Schlussbemerkungen in Macho 2011) nennt. Eine solche Betrachtungsweise und Erzählung gegenwärtiger Hybridisierungen versucht Donna Haraway⁷ auszuloten: Es wäre ein Weg, der den Humanismus (denjenigen der Selbstzivilisierung wie denjenigen der Menschenrechte) zuallererst als einen historisch spezifischen Weg bestimmt. Dabei tritt zu Tage, dass der Humanismus auf einer spezifisch abendländischen Definition des Menschen aufsetzt, die als solche problematisch ist: Der Humanismus der Aufklärung als „regulative Idee“ (Immanuel Kant) ging implizit vom Menschen als einem rational entscheidenden, über sich selbst und seinen Körper verfügenden Individuum aus. Mit der Zeit konnten sich Sklaven, Frauen und Anderskörperliche ebenfalls Zugang zu den Rechten für Menschen verschaffen, indem sie ihre Rationalität, Nützlichkeit und Selbstbeherrschung unter Beweis stellten. Mit Macho und Haraway geht es mir darum, die Population der politisch Handelnden und dabei den Humanismus selbst zu erweitern. Das wäre ein Humanismus, der nicht von einer Definition „des Menschen“ ausgeht, nicht von „Mensch-sein“ als einer unveränderbaren Qualität, sondern vom Humanismus als einem Horizont, in den potentiell vieles und viele eingeschlossen sein können, die gemeinhin nicht als Menschen gelten. In Erweiterung des spinozistischen Diktums, dass wir nicht wissen können, was ein Körper alles kann, können wir auch nicht wissen, wer oder was ein Mensch ist/tun kann.

⁷ Am weitesten treibt sie dieses Projekt in Haraway 2008.

Teilsouveränität und Parahumanität in der Arena des Sports

Damit ist eine Arena des Handelns anvisiert, die teilsouveränen Akteuren (die wir letztlich alle sind) Raum gibt. Es ist die Idee einer politischen Arena, in der unendlich vielen Akteuren Artikulationsfähigkeit zugetraut wird und nicht nur denjenigen, die sich vernünftig äußern und souverän agieren. Dabei ist entscheidend, wer überhaupt gehört wird und ob Widerspruch möglich ist. Haraway verwendet dafür das Wort „response-ability“. In jeder Situation muss es das zentrale Anliegen sein, allen Anwesenden die Möglichkeit einer Erwiderung, eines Widerspruchs zu geben. Es müssen Vorkehrungen dafür getroffen werden, dass alles sich melden kann. Besser als der Begriff „posthuman“ scheint mir derjenige einer „Kohumanität“ zu passen, der in den Blick nimmt, was mit Menschen koexistiert. Vielleicht wäre aber noch passender: „Parahumanismus“⁸, ein Begriff, der weniger an eine friedliche Koexistenz als ein wildes Neben- und Durcheinander von unterschiedlichen Existenzformen denken lässt.

Was heißt das konkret für den Umgang mit Behinderung? Zunächst heißt es, dass der Name Paralympics, trotz seiner problematischen (und etymologisch falschen) Herkunft, unvermutet passend ist. Der Name ist dem Umstand geschuldet, dass die ersten sportlichen Wettkämpfe von „Behinderten“, die in Großbritannien 1948 auf Anregung des Arztes Ludwig Guttman als Stoke Madeville Games durchgeführt wurden, für Querschnittgelähmte (engl. *paraplegics*, *paralyzed*) konzipiert waren. „Para“ wird aber inzwischen auch damit assoziiert, dass die Spiele am gleichen Ort wie die „normalen“ Olympischen Spiele stattfinden. Wünschenswert wäre, dass das „Para“ noch stärker ein „Neben“ wird. Vorstellbar wäre z. B. eine parallele Wettkampfforeographie. Derzeit messen sich Olympioniken und Paralympioniken zwar am gleichen Ort, aber zu unterschiedlichen Zeiten. Eine Parallelschaltung würde zum einen die Tendenz, die paralympischen Spiele als weniger wichtig oder zweitklassig einzustufen, unterlaufen. Und es würde den Blick darauf frei geben, wie artifiziell die Körper von LeistungssportlerInnen insgesamt sind.

Ein parahumanistischer Blick würde also grundsätzlich infrage stellen, was wir als sportliche Leistung verstehen. Dabei würde wahrscheinlich ein zentraler Mythos des Leistungssports erschüttert werden, nämlich jener, der auf der prinzipiellen Gleichheit des je einzelnen Körpers rekurriert. Denn natürlich gilt für Behinderte wie Nichtbehinderte gleichermaßen, dass Körper niemals gleich und auf sehr unterschiedlichen Gebieten ganz unterschiedlich leistungsfähig sind. Nur die Fiktion, dass die Körper in einem utopischen Urzustand äquivalent sind, ermöglicht die Idee eines freien, fairen Wettbewerbs. Diese abstrakte Idee des gleichen Körpers ist mit dem Konzept eines freien Markts gekoppelt, auf dem jede/r jede Ware tauschen kann. Aber für Sport und Markt gilt entgegen ihrer Äquivalenzbehauptung: Sie haben vielerlei materielle und immaterielle Prozesse zur Voraussetzung. Märkte – wie auch der Sport – sind jedoch nicht gewalttätig und ungerecht, weil sie voraussetzungs-voll sind, sondern immer nur dann, wenn sie so tun, als wären sie es nicht. Aus dem Behindertensport könnte deshalb der Sport insgesamt

⁸ Zoë Sofoulis schlug den Begriff „parahuman“ bereits 2002 vor, vgl. Sofoulis 2002.

lernen, dass es eine sinnvolle Praxis sein kann, ungleiche Voraussetzungen herauszustellen, zu markieren, zu bezeichnen, anstatt sie mittels der Behauptung einer imaginären, abstrakten Gleichheit zu kaschieren. Das allerdings würde den Leistungssport fundamental verändern, vielleicht sogar abschaffen.

Ein „Parahumanismus“ würde zudem die Aufmerksamkeit vom Individuum und seinen Leistungen zum kooperativen Charakter von Sport verschieben. Das würde auch die Einschätzung eines Falles wie den von Oscar Pistorius verändern, der zwischen Individualismus und „Ingenieurismus“ festhängt. Durch einen parahumanistischen Blick könnte man Sport als eine bestimmte Form der Assoziierung von Menschen, Geräten und Infrastrukturen begreifen, die in ihrer Kollektivität nicht weniger virtuos erscheinen würde als der individuelle Leistungssportler.

Literatur

- Brüggemann, Gert-Peter et al. (2008): Biomechanics of Double Transtibial Amputee Sprinting, Using Dedicated Sprinting Prostheses. In: *Sports Technologies*, Nr. 4-5, S. 220-227.
- Burkett, Brendan; McNamee, Mike & Poothast, Wolfgang (2011): Shifting Boundaries in Sports Technology and Disability: Equal Rights or Unfair Advantage in the Case of Oscar Pistorius? In: *Disability and Society*, 26.5, S. 643-654.
- Butler, Judith (2005a): *Gefährdetes Leben. Politische Essays*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2005b): *Giving an Account of Oneself*. New York: Fordham University Press.
- Dederich, Markus (2007): *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: transcript.
- Foucault, Michel (2003): *Die Anormalen. Vorlesungen am College de France (1974-1975)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2013): Dionysische Faszination der Paralympics. In: *FAZ* vom 12. September. Abgerufen unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geisteswissenschaften/koerper-und-technik-dionysische-faszination-der-paralympics-11894760.html> [Stand vom 3. April 2013].
- Haraway, Donna J. (2008): *When Species Meet*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Harrasser Karin & Lutter, Christina (2012): Spielräume. Zwei Szenen zur Differenz. In: Babka, Anna; Malle Julia & Schmidt, Matthias (Hg.): *Dritte Räume. Homi K. Bhabas Kulturtheorie. Kritik. Anwendung. Reflexion*. Wien: Turia + Kant, S. 237-248.
- Krause, Marcus (2007): Von der normierenden Prüfung zur regulierenden Sicherheitstechnologie. Zum Konzept der Normalisierung in der Machtanalytik Foucaults. In: Krause, Marcus und Bartz, Christina (Hg.): *Spektakel der Normalisierung*. München: Fink, S. 53-75.

- Link, Jürgen (2006): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Macho, Thomas (2011): *Vorbilder*. München: Fink.
- McHugh Josh (2007): Blade Runner. In: *Wired*, 15. März. Abgerufen unter: <http://www.wired.com/wired/archive/15.03/blade.html> [Stand vom 30. März 2013].
- Pistorius, Oscar (2009): *Blade Runner*. London: Virgin books.
- Sloterdijk, Peter (2009): *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sofoulis, Zoë (2002): Post-, nicht- und parahuman. Ein Beitrag zu einer Theorie soziotechnischer Personalität. In: Angerer, Marie-Luise; Peters, Kathrin und Sofoulis, Zoë (Hg.): *Future Bodies. Zur Visualisierung von Körpern in Science und Fiction*. Wien, New York: Springer, S. 273-297.
- Swartz, Leslie & Watermeyer, Brian (2008): Cyborg Anxiety. Oscar Pistorius and the Boundaries of What it Means to be Human. In: *Disability and Society*, 23.2, S. 187-190.
- Würtz, Hans (1916): *Götz von Berlichingen und Wir! Ein Wort an die Wetterfesten im Waffenrock*. Berlin: Reichsverlag.